Carys Davies: „Ein klarer Tag“

Fragmente einer Sprache der Liebe

Von Undine Fuchs

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 21.01.2025

In ihrem zweiten Roman „Ein klarer Tag“ erzählt Carys Davies von zwei Männern, die unterschiedlicher kaum sein könnten – und einander dennoch verstehen. Damit schafft sie einen Text, der auch die Möglichkeiten von Sprache verhandelt.

Es ist das Jahr 1843 als ein Mann namens John Ferguson den Boden einer kleinen Insel im Nordmeer betritt. Einen Monat hat die Überfahrt gedauert. Herausfordernd für den jungen Mann aus Schottland, der nicht einmal schwimmen kann. Und auch sonst ist dieser Protagonist, der sich zu Beginn von Carys Davies „Ein klarer Tag“ auf die Reise begibt, alles andere als in seinem Element.

Denn eigentlich ist John Pfarrer der neuen schottischen Freikirche, ein Mann des Glaubens und der Prinzipien. Doch der Übertritt zur reformierten Kirche brachte Geldnöte mit sich. Nur deshalb erklärte er sich notgedrungen bereit, einen kaum zu ihm passenden Auftrag anzunehmen: Er soll im Namen des Gutsherren den letzten Pächter der Insel – den Schäfer Ivar – vertreiben, um das Land für lukrativere Nutzungen freizumachen. Als er endlich wieder festen Boden unter den Füßen hat, wendet er sich im gedanklichen Zwiegespräch an seine Frau Mary.

„Siehst du, Mary, alles ist in Ordnung. Ich bin da. Ich bin angekommen und in Sicherheit. Du hast keinen Grund mehr, dir Sorgen zu machen. Ich werde tun, was ich tun muss, und ehe du dichs versiehst, bin ich wieder zu Hause.“

Carys Davies

Ein klarer Tag

Aus dem Englischen von Eva Bonné

Luchterhand, München

224 Seiten

24 Euro

Inmitten historischer Machtkämpfe

Der Roman spielt im Jahr der Gründung der Free Church of Scotland. Im Zuge der sogenannten „Disruption“ hatte sich gut ein Drittel der Pfarrer von der schottischen Kirche abgewendet. Und John gerät direkt in einen zweiten historischen Machtkampf: Denn die Vertreibung Ivars ist nur einer der zahlreichen Fälle von „Clearences“, in denen schottische Gutsherren die auf ihrem Land ansässige Bevölkerung vertrieben.

Um dieses Panorama erzählerisch einzufangen, stellt Davies drei Figurenperspektiven nebeneinander, die unterschiedlicher kaum sein könnten. Abwechselnd stehen der naive wie ernsthafte John, seine lebensfrohe und unkonventionelle Frau Mary und der große, bärtige Ivar im Zentrum des Erzählens. Ivar erweist sich dabei als interessanteste Figur. Auf der Insel aufgewachsen, kennt er nichts anderes als das karge Leben in vollkommener

Einsamkeit. Als letzter Mensch, der noch die lokale Inselsprache spricht, ist ihm jede Möglichkeit der Verständigung genommen. Doch wird diese auch gedankliche Isolation jäh durchbrochen, wenn auch zunächst nicht durch John, sondern durch dessen Frau Mary. Denn Ivar findet eine Kalotypie, also eine frühe Fotografie von ihr. So wird Mary zum gemeinsamen Bezugspunkt der beiden Männer. Zumindest so lange, bis Ivar John nach einem Sturz von der Klippe findet – und gesund zu pflegen beginnt.

„‚Ivar', sagte Ivar zögerlich und legte sich dabei die große, schwere Hand an die Brust, direkt auf den dicken, verdreckten Pullover. ‚John Ferguson', flüsterte John Ferguson, und dann schlossen sich seine Augen wieder."

Trotz der Sprachlosigkeit zwischen ihnen scheinen die beiden Männer im jeweils anderen etwas zu berühren. Liebe bahnt sich bei Davies leise an, aber sie überschreibt doch das dieser Robinsonade zugrundeliegende Motiv.

Das Schweigen der Liebe

Zugleich ist der Text, wie viele Romane des 19. Jahrhunderts selbst, in gleich mehrere implizit verhandelte mediengeschichtliche und sprachpsychologische Reflexionen eingebettet. Denn während John beginnt, eine Liste mit den Vokabeln anzulegen, die er in den folgenden Wochen von Ivar lernt, sieht sich der Leser mitten in der beginnenden Dreiecksgeschichte mit durchaus anspruchsvollen Fragen konfrontiert: Lässt sich Liebe zu einer Frau empfinden, von der man nur ein einziges Bild kennt? Können zwei Menschen sich verstehen, obwohl sie sich nicht mittels Sprache verständigen können? Und wie verändert sich der Blick auf die eigene Welt, wenn es auf einmal neue Wörter für diese gibt?

„Vor John Fergusons Ankunft hatte er sich das, was er sah, hörte, berührte oder fühlte, nie als Wort vorgestellt. […] Während er die Spalten mit den Wörtern betrachtete, die er nicht lesen konnte – weder die in John Fergusons Sprache noch die in seiner eigenen –, fragte er sich, ob sein Besucher ein Wort für die Aufregung kannte, die er fühlte, wenn er mit dem Finger über die Lücke zwischen den beiden Spalten strich."

Bei Davies kommen das Fragmenthafte der Sprache der Liebe in Form eines Vokabelheftes daher. Damit ist der Roman voraussetzungsreich: Auf gerade einmal 224 Seiten lässt sich die Autorin auf die komplexe historische Situation Schottlands im 19. Jahrhundert ein und reflektiert über zeitgenössische Aufschreibesysteme sowie über Prozesse der Sprachfindung. Dennoch ist „Ein klarer Tag" kein überfrachteter Roman. Denn Davies reduzierte Sprache erinnert nicht nur an die karge Insellandschaft, sondern entfaltet auch die Gefühlswelt ihrer Protagonisten mit großer Sanftheit. „Ein klarer Tag" ist ein leiser Text und funktioniert inmitten der sich mit der Geschichte verwebenden Geschichten ohne Dramatik. In der langen Tradition der Eroberer romane ist das dann fast schon wieder revolutionär.